

Wenige Tage, nachdem wir vom ersten Erdbeben dieses Jahres in El Salvador hörten, nahmen wir über E-Mail mit Jon Sobrino Kontakt auf, um uns nach seinem Ergehen und der Situation seiner Umgebung zu erkundigen. Als Dank für das Interesse sandte er uns diese theologischen Überlegungen, die wir als Dokumentation diesem Heft beifügen. Jon Sobrino hat persönlich keinen Schaden genommen, aber die Kirche, in der er täglich den Gottesdienst feiert, wurde zu einem großen Teil zerstört. Wir hoffen, ihn in der Woche nach Pfingsten bei unserem Jahrestreffen in Soeterbeeck bei Nijmegen begrüßen zu können.

Überlegungen zum Erdbeben vom 13. Januar 2001

Jon Sobrino

Am 13. Januar erschütterte ein Erdbeben El Salvador. Am Tag darauf erhielt ich, vor allem aus Spanien, verschiedene Anrufe mit der Frage, wie es gehe und was man tun könne. Ich konnte nicht viele konkrete Antworten geben, aber es drängten sich mir - sozusagen aus Anlass des Erdbebens - sofort einige Überlegungen auf. Inzwischen kann ich das etwas geordneter und ruhiger tun. Dabei wird der Leser auf verschiedene Emotionen stoßen, manche von ihnen liegen nahe, andere sind vielleicht persönlicherer Art, so die Empörung darüber, dass es immer „dasselbe“ ist und dass immer „dieselben“ leiden, oder die Hoffnung, dass es eines Tages nicht mehr so ist, schließlich eine Art Verehrung gegenüber dem Leben der Armen - vor den Katastrophen, während ihrer und nach ihnen.

* * *

In El Salvador hat sich eine große Tragödie ereignet. Ein extrem starkes Erdbeben hat Tote hinterlassen, im Augenblick gehen sie in die Hunderte, aber sie können sich auf Tausende erhöhen. Viel höher ist die Zahl der Verletzten, sehr hoch die Zahl der Geschädigten. Die zerstörten Häuser hinterlassen Zehntausende ohne Dach über dem Kopf; sie leben bei Wind und Wetter im Freien, müssen die Kälte der Nacht ertragen, dies mit sehr vielen kleinen Kindern. Das Erdbeben hinterlässt auch die Angst vor einer unsicheren Zukunft mit der Frage, wie und wovon sie in den kommenden Wochen, Monaten und Jahren leben sollen. Dazu kommt die - bisweilen noch panische - Furcht, dass die Erde wieder bebt. Viele Gebiete wurden evakuiert und sind jetzt verlassen, in anderen drängen sich die Geschädigten zusammen. Man erlebt niederschmetternde Szenen: Schmerz und

trostloses Weinen angesichts der Toten, ganze Familien, die verschwunden sind, „die Nachbarin verlor fünf Söhne“, „das Haus begrub die ganze Familie“. Und je mehr die Tage vergehen und vom Binnenland Nachrichten kommen, wächst die Überzeugung, dass die Katastrophe wirklich groß war, größer als man dachte.

Das Gesagte möge ausreichen, um eine große Tragödie und ein großes Leid in Worte zu fassen. In den kommenden Tagen wird man noch mehr Zahlen erhalten: Tote, Verletzte, Verschwundene, Zerstörung, Gesamtverluste. Jetzt, drei Tage nach dem Erdbeben, legen wir einige Überlegungen zu dem vor, was wirklich passiert ist, welche Fragen sich daraus ergeben und – so paradox es auch klingt – was für eine Chance sich daraus für uns ergibt.

1. Die Tragödie der Armen

In diesem Land zu leben war schon immer eine nur schwer erträgliche Last. Offiziell lebt die Hälfte der Bevölkerung in schwerer oder extremer Armut. Von der anderen Hälfte lebt eine weitere große Mehrheit in ernster Mühsal und in Schwierigkeiten; das alles wird durch die Katastrophen nur noch schwerer: 1986 verwüstete ein anderes Erdbeben das Land, vor zwei Jahren gab es den Hurrikan „Mitch“, nicht zu vergessen fünf Jahre Unterdrückung, Krieg, massiven Auszug aus dem Land, Zerstörung.

Hier zu leben ist also eine schwere Last, aber sie ist nicht für alle gleich. Wie immer ist sie für die armen Mehrheiten am schwersten. Das Erdbeben hat Häuser zerstört, aber vor allem diejenigen, die aus Lehm und Ästen gebaut sind, in denen die Armen wohnen, weil sie nicht mit Zement und Eisen bauen können. Die Erdbeben und der Einsturz von Häusern haben Personen und Wohnungen begraben – dieses Mal auch die Häuschen der mittleren Unterklasse –, aber sie verschütteten immer die Armen, denn nur an diesen gefährlichen Bergabhängen, nicht auf offenem und fruchtbarem Grund haben sie ihren Platz gefunden, um sich niederzulassen. Dasselbe geschah während des kriegerischen Konflikts. Die immense Mehrheit derjenigen, die die Unterdrückung erduldeten und im Krieg – von welcher Partei auch immer – starben, waren Arme. Und so geht es weiter.

Das Erdbeben ist also nicht nur eine Tragödie, sondern auch ein Röntgenbild des Landes. In überwiegender Mehrheit sterben die Armen, bleiben die Armen verschüttet, müssen die Armen mit den sieben Sachen, die ihnen geblieben sind, flüchten, schlafen die Armen im Freien, ängstigen sich die Armen um die Zukunft, stoßen die Armen auf immense Klippen, wenn sie ihr Leben wieder in den Griff bekommen wollen. Zweifellos leiden auch andere unter dem Erdbeben. Wenn aber der Schrecken vorbei ist, bauen sie in der Regel wieder auf, was zerstört wurde; sie kehren zur Normalität zurück und können weiterleben, einige von ihnen wieder umgeben von ihrem bleibenden Luxus.

Die Erdbeben offenbaren wie die Friedhöfe die ungerechte Ungleichheit dieser Gesellschaft und zeigen so deren tiefste Wahrheit. Manche Gräber sind prunkvolle, große Pantheons und luxuriöse, schön gelegene Marmorbauten. Andere, sozu-

sagen ohne Namen und ohne Kreuze, häufen sich an bestimmten Orten und bleiben anonym. Sie sind in der Überzahl.

Die Erdbeben erinnern an die Friedhöfe und veranschaulichen tragischerweise das Wort Jesu: „Es war einmal ein sehr reicher Mann, der alle Tage in Freuden lebte. Und am Fuße seines Tisches war ein Armer mit Namen Lazarus, der hoffte, dass Brosamen vom Tische fielen ...“

2. Die Ungerechtigkeit gestaltet den Planeten

Die Tragödie hat natürliche Ursachen, aber deren ungleiche Wirkung hat ihren Grund nicht in der Natur, sondern in dem, was wir menschliche Wesen uns gegenseitig antun. Es ist die Ungerechtigkeit, die unseren Planeten in massiver, grausamer und rücksichtsloser Weise gestaltet. Die Tragödie ist zum guten Teil das Werk unserer Hände.

Es ist illusorisch, an die Sicherheitsnormen zu erinnern, die für den Wohnungsbau erforderlich sind, wenn die Armen keine Mittel haben, sie einzuhalten. Und um an die Wurzel zu kommen: Es ist eine Beleidigung, wenn es für die Mehrheiten auch nicht im entferntesten würdige Wohnungen gibt, während man zugleich immer mehr Luxuswohnungen baut und die Autostraßen, Hotels und Flughäfen verbessert - auch in El Salvador.

Nach Auskunft der Experten haben am Beginn dieses berühmten Millenniums - dem Millennium der Globalisierung - zwei Tausend Millionen Menschen keine Wohnung, in der sie mit einem Minimum an Würde und Sicherheit wohnen könnten. Und wenn Gustavo Gutiérrez das Mitgefühl dieser unserer Welt aufrütteln möchte, dann stellt er die einfache Frage: „Wo werden die Armen im 21. Jahrhundert schlafen?“ „Der Kapitalismus wurde ohne Herz geboren“, sagt Adolfo Pérez Esquivel. Er bringt es mehr als ein Jahrhundert lang fertig, Menschen verachtende Favelas und baufällige Häuser zu schaffen und damit die Armen zu verhöhnen, die ihre Häuser alle zwanzig Jahre wieder verlieren.

Aber er verhöhnt auch die Experten. Ein Beispiel: Vor einiger Zeit haben Ökologen und Techniker aus dem In- und Ausland auf die Gefahr hingewiesen, die von der Abholzung der *Cordillera del Bálsamo* ausgeht. Aber mit tauben Ohren baute man Hunderte von Häusern, und es passierte, was passieren musste: Mit dem Erdbeben kam die Erde ins Rutschen, etwa 270 Häuser wurden unter den Erdmassen begraben und etwa tausend Personen dabei getötet. Offensichtlich ist die Tragödie, die das Erdbeben verursacht hat, nicht nur der Abholzung anzulasten, diese hat nur daran mitgewirkt. Am Tag darauf erschien Präsident Flores am Ort der Tragödie zu einer jener Visiten, in der die Regierenden sich gerne sehen lassen, um sich aus der Affäre zu ziehen. Die Leute näherten sich ihm, umringten ihn, piffen ihn aus und beschimpften ihn - ein ungewöhnlicher Vorfall -, bis sich dann ein Funktionär zwischen die Fernsekamera und das Volk werfen musste, damit diese Szene nicht gefilmt werden konnte. An der Antwort des Volkes lässt sich dessen Empörung und Schmerz ablesen.

Eine letzte Überlegung auf dieser Linie. Alle 15 oder 20 Jahre sind auf zentral-amerikanischem Gebiet solche Erdbeben zu erwarten, aber aus der Tragödie, die sie verursachen, scheint man nicht viel zu lernen; zur Vermeidung oder Verminderung der kommenden Katastrophe wird nichts getan. Seit dem Erdbeben von 1986 hat man für die allgemeine Situation der Armut keine Lösung gesucht, auch hat man zur Vermeidung und Linderung der Katastrophenfolgen keine Fortschritte gemacht. In den 15 Jahren zwischen den beiden letzten Erdbeben hat man viel investiert, um die Bewaffnung der Armeekräfte und die Banktechnologie zu verbessern. Aber die Trümmer schaffen wir weiterhin praktisch mit Spitzhacke und Schaufel weg, vor allem in den entfernten Dörfern und Distrikten.

Die Tragödie war für die Armen groß und heute spricht man von ihr, aber bald wird sie von der Szene verschwinden und von anderen, den alltäglichen Interessen, verdrängt werden. Jetzt schon wird darüber diskutiert, ob das Erdbeben die Ökonomie beleben wird oder nicht; es ist, als dächte man schon über die Verteilung der Kleider nach, wobei die Toten noch nicht begraben sind. Die Eigentümer des Landes versuchen zwar, die Schäden zu lindern, aber sie beschäftigen sich nicht viel mit der Frage, wie sie das zukünftige Leben der Armen, deren Wohnungen und deren Eigentum garantieren können. Und dass die Dinge so laufen, das ist, wie es scheint, ganz natürlich.

Mit dem Erdbeben erklingt deshalb wieder das Wort Jahwes am Anfang der Geschichte: „Was hast Du mit deinem Bruder getan?“

3. Die Heiligkeit zu leben

Es ist leichter, über die Tragödie und die Bosheit der Welt als über das Leben und die Güte zu schreiben. Aber - wenn auch kurz - sollten wir auch sagen, dass mitten in der Tragödie das Leben weiter pulsiert, dass es kraftvoll mitreißt und nach vorne drängt. Der Zug der Menschen, die da in oft kaputten Wagen daherziehen, mit ihrer Habe in Tüchern auf dem Kopf und Kindern an der Hand, ist der fundamentalste Ausdruck von Leben und von Lebensdrang - in großer Dramatik haben wir es in *Los Grandes Lagos* gesehen. Dieses Leben erhebt sich aus dem besten was wir sind und haben. Ein armes Volk, manchmal sehr arm und mit sehr wenigen Kenntnissen, stellt alles, was es ist und was es hat, in den Dienst eben des Lebens, und es tut dies, weil ihm oft nicht viel anderes bleibt.

Hier in der Dritten Welt misstrauen auf Grund alltäglicher Erfahrung die Armen den Regierungen, den Autoritäten und Funktionären, auch wenn es dort immer wieder gute und verantwortliche Menschen gibt. Die Armen wissen, dass sie Menschenrechte haben. Im Fall von Katastrophen wissen sie, dass sie das Recht auf Unterstützung und Hilfe haben. Wenn diese Hilfe kommt, wird sie selbstverständlich gut empfangen, und wenn sie nicht kommt, dann protestieren sie nach Möglichkeit, weil die Hilfe nicht gekommen ist. Aber sie erhoffen nicht viel und deshalb ist ihre grundlegende Reaktion eine andere: Sie setzen alles daran, um ihre eigenen Kräfte und ihren eigenen Verstand in den Dienst des Lebens zu

stellen. Inmitten der Tragödie zeigt sich die Kraft des Lebens und trotz allem erweist sich gerade dort das Wunder des Menschlichen.

Zusammen mit diesem eigenen Lebensimpuls entsteht auch die Kraft der Solidarität. Wie in den letzten Jahren ist auch jetzt schon wieder von vielen Seiten Hilfe gekommen, und sie wird weiterhin kommen; schon sind Rettungsmannschaften hier, Ärzte, Ingenieure ... Sie leisten einen großen Dienst, sie machen Mut, und ihnen ist aufrichtig zu danken. Aber wir sprechen jetzt von der Solidarität in ihrem ursprünglichsten Sinn, und deshalb wenden wir uns wieder den Ereignissen in der *Cordillera del Bálsamo* zu.

Um die Leichen auszugraben, standen nicht viele Bagger zur Verfügung, und zudem wäre es gefährlich gewesen, sie zu benutzen, denn beim Wegräumen des Schutts hätten sie die Leichen verstümmeln können. Deshalb haben sich lange Menschenketten gebildet, die mit Eimern die Erde weitergaben und so Tausende von Kubikmetern Erde abräumten und an einem anderen Ort deponierten. Sie arbeiten so tagelang bis zur völligen Erschöpfung. Aber mit Erfolg suchen sie weiterhin nach den Leichen, in der Hoffnung auf das Wunder eines Körpers, der noch am Leben ist, unterstützt von wohlverdienten Leuten der ersten Hilfe, die aus anderen Ländern gekommen sind. Das ist die ursprüngliche Kraft der Solidarität: andere Menschenwesen zu suchen, um sie lebend zu finden oder um sie - in Würde - zu beerdigen, wenn sie gestorben sind.

In dieser eingeborenen Solidarität ist es immer und untrüglich die Frau, die mit der ursprünglichsten Solidarität handelt: Sie sorgt sich um die Kinder in den Trümmern, sie bereitet und verteilt das Essen an sie und in den Lagern für die Verletzten, spricht ihnen - vor allem durch ihre Gegenwart - immer Mut zu, ohne zu straucheln, unermüdlich, als letzter Bezugspunkt des Lebens, der nicht versagt ...

Gerne denke ich darüber nach, dass in diesem grundlegenden Entschluss, zu leben und Leben zu geben, sich so etwas wie eine ursprüngliche Heiligkeit zeigt. Bei ihr steht noch nicht die Frage zur Debatte, ob es um Tugend oder Pflicht geht, um Freiheit oder Notwendigkeit, um Gnade oder Verdienst. Es ist nicht die Heiligkeit, die wir aus den Heiligspredigten kennen, sondern die Wahrnehmung eines reinen Herzens. Es ist nicht die Heiligkeit der heroischen Tugenden, sondern die eines *wirklich* heroischen Lebens. Wir wissen nicht, ob diese Armen, die nach dem Leben schreien, heilige Fürsprecher sind oder nicht, aber sie bewegen das Herz. Es können, wenn man so will, heilige Sünder sein, aber sie entsprechen in vorzüglicher Weise der ursprünglichen Berufung der Schöpfung: Sie gehorchen dem Ruf Gottes, zu leben und anderen Leben zu geben, auch inmitten der Katastrophe.

Es ist die Heiligkeit des Leidens, die eine besondere Logik hat und ursprünglicher ist als die Heiligkeit der Tugend. Es mag übertrieben klingen, aber vor diesen Armen können wir vielleicht wiederholen, was der Zenturio vor dem gekreuzigten Jesus ausrief: „Das sind wahrhaftig die Söhne und Töchter Gottes!“

4. Das Mitleiden, das uns rettet

In unserem Land und vor allem im Ausland fragen sich viele, was zu tun sei. Manche wollen wissen, *wie* sie Hilfe leisten sollen, damit diese die Adressaten und nicht die Taschen der Korrupten erreicht; es sollen sich nicht die Erfahrungen der Vergangenheit wiederholen, als die Regierenden und die Militärs die vielen großzügigen Menschen guten Willens in ihre eigenen Taschen wirtschaften ließen. Andere fragen, vielleicht mit einiger Skepsis, die von vergangenen Erfahrungen her gerechtfertigt ist, ob und *wofür* die Hilfe gut ist. Andere fragen schließlich, *welche* Hilfe die wirksamste und notwendigste ist. Wir können nicht konkret auf diese Fragen antworten. Viel lieber möchten wir - aus unserer eigenen Perspektive - einige Überlegungen anstellen über die Grundhaltung, von der her eine Hilfe in Kreativität und Generosität, in Stärke und Treue gelingt.

Erstens:

Man muss sich der Tragödie stellen, ihr weder aus dem Wege gehen noch sie abmildern. Es geht weder um Masochismus noch um psychologische Überforderung, sondern um einen grundlegenden Akt des Respekts vor der Realität. Der Tragödie subtil oder plump aus dem Wege zu gehen, das wäre eine Form der Flucht vor der Realität unserer Welt. Dagegen müssen wir an einem Punkt eindeutig sein: Wenn wir uns nicht in die Wirklichkeit hineinbegeben und uns nicht auf sie einlassen, können wir niemandem helfen, weder in den äußeren Notwendigkeiten noch in dessen innerer Situation. Sich anrühren lassen und Schmerz empfinden angesichts der verstümmelten oder bedrohten Leben, Empörung spüren vor der Ungerechtigkeit, die hinter der Tragödie steckt, auch Scham dafür fühlen, dass wir diesen Planeten ruiniert haben und dass wir das nicht in Ordnung bringen, all das ist wichtig, um in der Tragödie sinnvoll helfen zu können. Und was am Wichtigsten ist: Alles das kann dazu führen, dass wir das Mitleiden spüren und es in die Praxis umsetzen - das ist es, was uns rettet.

Zweitens:

Diese unverstellte Konfrontation mit der Tragödie ist auch heilbringend, denn sie führt uns in die Wahrheit ein und bringt uns dazu, dass wir die Irrealität überwinden, in der wir leben. Deshalb werden Institutionen wie die Kirchen und die Universitäten gut daran tun, die Wahrheit dieser Tragödien zu analysieren und zu proklamieren - und hoffentlich tun das auch die Regierungen, die multinationalen Konzerne, die Streitkräfte und die Weltbank, auch wenn hier die Hoffnungen nachlassen und sich von Fall zu Fall verflüchtigen.

In diesem Kontext ist es besonders wichtig, dass die Kommunikationsmedien der „Option für die Wahrheit“ Vorrang einräumen, zunächst mit den äußerlichsten Dingen zu beginnen, die dennoch die wichtigsten sind: glaubwürdige Daten der Wirklichkeit zu präsentieren, und dann zu tieferen Schichten, den Hintergründen, vorzudringen. Das Bild, das die Medien liefern, ist oft desolat. So berichten sie - so skandalös wie möglich muss es sein - von den Millionen, die ein

Fußballspieler verdient; während doch unbestreitbar ist, dass eine solche Tatsache gerade nicht zur wirklichsten Realität gehört, sondern ins Reich der faktischen Anekdote, die skandalös und langweilig ist in einer Welt, die vor Hunger stirbt. Diese „Meldung“ wird ja erst dann zur „Realität“, wenn man die Größenordnungen dessen, was Sportler, Sänger und Starlets kosten und verdienen, mit dem vergleicht, was ein Menschenwesen zum Überleben nötig hat, etwa in Afrika, in Bangladesch oder in der allerärmsten Kommune von Guadalupe, die vom Erdbeben zerstört wurde. Dann allerdings lernt man viel von dem, was mit vergleichender Beleidigung, Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit gemeint ist. Dieser Vergleich fordert das Vorstellungsvermögen heraus und lässt einen schwindlig werden. Aber vor allem führt er zum unaufhörlichen Zwischenruf: „Soll das eine menschliche Welt sein?“

Die Tragödie hat schließlich ein immenses erzieherisches Potential. Wenn wir ihre Wahrheit nicht zudecken, sondern analysieren, führt sie uns in die Wahrheit unserer Welt und in unsere eigene Wahrheit ein. Das ist nicht leicht. Auch noch in diesen Tagen des Erdbebens sprechen wir in El Salvador viel öfters von dem, was in den Städten, als von dem, was in den vergessenen Dörfern und Distrikten passiert. Das aber wäre nötig. Wie Ellacuría sagte: Wenn die Erste Welt wissen will, was der Fall ist, dann soll sie auf die Dritte Welt schauen. Ganz ähnlich gilt für uns: Wenn wir die Wahrheit der Hauptstadt erfahren wollen, dann müssen wir auf die Dörfer und Distrikte schauen.

Drittens:

Diese Konfrontation mit der Tragödie kann Solidarität erzeugen. Bisweilen kann ein Unglück in der Familie dazu verhelfen, dass die Familie wieder zusammen findet - *felix culpa!*, sagte man früher - und möglicherweise war dies der einzige Weg. Anders gesagt: Wenn das Leiden diese Familie nicht wieder vereinigen würde, gäbe es keine Lösung. Bei den Menschen gibt es immer wieder Reserven und Residuen der Güte, die oft eingeschlafen sind, sich aber vom Leiden anderer aktivieren lassen. Wir sind nicht immer und nicht in jeder Hinsicht Egoisten. Ein Erdbeben in El Salvador, eine Hungersnot in Kalkutta, die Aids-Epidemie in Afrika können sehr wohl helfen, das Bewusstsein einer menschlichen Familie entstehen zu lassen.

In den leidenden, gekreuzigten Völkern gibt es etwas, das anzieht und zusammenruft. Es kann uns dazu bringen, uns selbst zu suchen, dort ist der Ursprung der Solidarität. Zusammen mit dem ethischen Gefühl der Verpflichtung erscheint dann aber etwas, das das Gefühl der Schuld überwindet. Es ist das Tiefste und Entscheidendste, nämlich das Gefühl der Nähe zwischen den menschlichen Wesen. Dann entstehen die konkreten Formen der Solidarität und es zeigt sich, was notwendig ist: Kleidung, Verpflegung, Zelte, Medizin, Geld, technische Unterstützung jeglicher Art, Erlass von Staatsschulden ... Aber all das - die Wärme und Entschiedenheit, das entschiedene „Für immer“ der Solidarität - entsteht in diesem Prozess: Man entdeckt etwas Gutes und Menschliches darin, dass man den Opfern dieser Welt nahe ist. An diesem Punkt geschieht vielleicht das

Wunder des Menschlichen: Wir tragen uns gegenseitig, wir geben und empfangen das Beste, das wir haben. Und das noch größere Wunder: Wir lieben einander als Glieder der einen einzigen Familie. Als Christen sagen wir das mit der größten Radikalität: Wir lieben einander als Söhne und Töchter Gottes. Dann geschieht das Wunder des geteilten Tisches, also die Freude, dass wir eine menschliche Familie sind.

5. Gott und die Hoffnung

In El Salvador behaupten sich verschiedene Typen von Religiosität, aber insgesamt ist es, zumal in diesen Tagen der Katastrophe, ein religiöses Land. Die einen, die Fanatiker, sagen, das Erdbeben sei eine Geißel Gottes gewesen - schon beim Erdbeben in Guatemala im Jahr 1976 sagte der damalige Erzbischof, die Ursache seien die Sünden der Priester gewesen. Andere, die Mehrheit nämlich, richtet sich in Dankbarkeit an Gott: „Gott sei Dank, wir sind am Leben!“, oder man sagt in Hoffnung: „Mit Gottes Hilfe machen wir weiter“. Im Geist der Ergebenheit heißt es, um in der Katastrophe einen Sinn zu finden: „Gottes Wille geschehe!“ Es sind Sätze, die anderen typisch salvadorianischen Sätzen nahe stehen: „Mit Gottes Hilfe“ soll heißen: „Allein Gott kann helfen, von den Menschen können wir nicht viel erwarten“. Oder es gibt den anderen, weniger religiösen Ausdruck, der ebenfalls zeigt, wie die Armen den Sinn des Lebens verstehen: „wer weiß“. Es gibt in der Wirklichkeit also nicht viel Logik, die die Zukunft vorhersagbar macht, jedenfalls keine, die das Volk bevorzugt.

Nicht oft hört man die Frage, die sich von der klassischen Theodizee ableitet: „Entweder kann oder will Gott die Katastrophen nicht vermeiden. In keinem Fall steht's um ihn gut“. Dagegen kommt immer wieder die Frage auf: „Wo ist Gott?“ Schon Jesus stellte sie und Paulus hatte den Mut zu antworten: „am Kreuz“. In diesen Tagen antwortete jemand: „Gott ist im *El Cafetalón*“, dem Zufluchtsort der Geschädigten, die nichts mehr haben.

Auf die Frage, wo Gott ist, gibt es im Leiden keine logische oder überzeugende Antwort. Ohne das jetzt näher auszuführen, sagen wir, dass auch Gott gekreuzigt ist. In Europa sagten es Bonhoeffer und Moltmann. Bei uns sagte es kurz, aber beeindruckend Ellacuría. Schließlich entscheidet sich die Antwort auf die Frage nach Gott allein im Leben: wenn nämlich aus dem letzten Geheimnis auch in der Zeit der Katastrophe eine Hoffnung entsteht, das heißt: wenn die Hoffnung nicht stirbt. Um dies zu illustrieren, schließen wir mit der folgenden Anekdote.

Beim Erdbeben wurden verschiedene Kirchen zerstört, unter ihnen die Kirche vom Karmel in Santa Thekla, wo ich wohne. Mit Schmerz sagte ich es den Leuten in der Pfarrei. „Pater, wir haben keine Kirche mehr“, antworteten sie. Doch der Pfarrer, Salvador Carranza, widersprach ihnen: „Wir sind jetzt zwar ohne Gotteshaus, aber nicht ohne Kirche. Die Kirche sind wir selbst, und es hängt von uns ab, ob wir sie lebendig erhalten.“

Vor Jahren, in der Zeit des historischen Erdbebens aus Unterdrückung und Krieg,

sagte Monseñor Romero: „An dem Tag, da die Kräfte des Bösen uns auch diese Wunder (das Radio) nehmen werden, sollten wir wissen, dass sie uns im Grunde kein Übel zugefügt haben. Im Gegenteil, wir werden dann noch mehr ‚lebende Mikrophone‘ des Herrn sein und seine Worte überall verkündigen.“

Das sind rhetorische Worte, aber sie sind klarsichtig und wahrhaftig. Sie können die Kirche in einer schwierigen Situation ermutigen, aber sie ermutigen auch ein Volk in den gegenwärtigen Umständen. Diese Worte rühren in ungewöhnlicher Weise an die Fundamente. Die größere Tragödie ist nämlich die Zerstörung des Menschlichen in einem Volk. Die größere Solidarität hilft, es neu zu erbauen. Die größere Hoffnung aber ist dort, wo wir den Weg weitergehen, indem wir Gerechtigkeit üben und mit Zartheit lieben.

Ist das Menschliche in El Salvador untergegangen? Wir glauben nicht, aber wir müssen dafür sorgen, dass es wächst. In diesem Sinn möge die Solidarität mithelfen, Häuser wieder aufzubauen und, wichtiger noch, die Menschen und das Volk. Sie möge schließlich dazu helfen, Wege wiederherzustellen, vor allem die Art, wie wir im Leben unseren Weg gehen. Sie mögen helfen, Tempel aufzuerbauen, aber vor allem das ganze Volk Gottes. Möge die Solidarität diesem Volk doch Hoffnung geben. Mit dieser Solidarität wird das Volk schon Wege finden, um sich selbst zu dienen. Es möge immer weiter zu sich selbst zurückfinden, in der Form des Lichts und des Mutes, die es empfangen hat.

16. Januar 2001

Jon Sobrino

Aus dem Spanischen übersetzt von Hermann Häring